



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Missionspost

auf der Tragbahre, und wurde so ins kühle Grab gebettet. Elisabeth blieb nun auf der Station. Als ich sie des andern Tages besuchte, lag sie ganz erschöpft auf einer Strohmatte, einen Ziegelstein unterm Kopf, ihre Kleider wimmelten von Ungeziefer, nachdem sie gereinigt worden und alles geordnet war, fühlte sie sich überglücklich ein so schönes Heim gefunden zu haben. Wenig genügt, um die guten Leute zufrieden zu stellen.

Missionspost

Aus den Briefen des Hochw. P. Kammerlechner R. M. M. in Triashill Rhodesia, entnehmen wir folgendes:

Der Besuch der Außenstation gehört auch zum Alltag des Missionars; denn man kann beinahe sagen, zwei Drittel auf der Hauptstation und ein Drittel auf der Außenstation, manchmal wäre es sogar richtiger ein Halb und ein Halb zu sagen. Diese Besuche bringen aber auch manche Abwechslungen in den Alltag mit seinen vielen Sorgen und Scherereien auf der Station. Vor allem, wenn man auf der Außenstation einmal mit den Leuten bekannt ist, ist es vielfach ein recht nettes Verhältnis zwischen dem Missionar und seinen Schäflein.

Die Leute von St. Elisabeth waren verzogen und hatten Hütten und Schule dem Verfall überlassen. So mußte also am neuen Platz eine Schule gebaut werden und da der eigene Hüttenbau ihnen doch wichtiger war als der Schulbau, so brachte dieser Umstand längere Zeit manche Unannehmlichkeiten bei jeweiligen Besuch mit sich. Vielleicht haben die werten Leser die Geduld, mich in dieser Zeit auf einem meiner Besuche in St. Elisabeth begleiten. Am frühen Morgen ging es mit dem Rad nach St. Joachim, um zuerst hier die Schule zu visitieren und Gottesdienst zu halten. Von St. Joachim ist in ein bis zwei Stunden leicht nach St. Elisabeth zu kommen. Der Weg ist allerdings sehr schlecht, große Sandstellen und zuletzt über Berg und Tal, aber Missionar und Rad sind solche Wege längst gewohnt. Also von St. Joachim so gegen 1 Uhr Abfahrt und in St. Elisabeth gegen 3 Uhr Ankunft. Nun aber war es an einem heißen Tag und die Leute waren alle auf dem Feld. Ich lehnte meinen Gaul an die Hütte eines Christen, suchte in meiner Ledermappe den letzten Apfel, um meinen Durst etwas zu stillen und wollte mich dann gleich dem Heiland mit dem Brevier in der Hand zurückziehen, um zu beten. Nahebei stand auf einem Felsen eine Getreidehütte und in ihrem Schatten wollte ich in aller Ruhe mein Brevier beten, bis die Leute von den Feldern heimkommen würden. Doch leider hatte ich die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Ich hatte kaum angefangen, als einige Kinder mich erspäht hatten: „Baba wawuya“ „der Vater ist da.“ Sie stiegen also etwas schüchtern zu mir herauf und setzten sich in meine Nähe. Anfangs verhielten sie sich, nachdem sie mich begrüßt, ganz ruhig, aber allmählich wagten sie ihren ersten Angriff. Zuerst galt es den Ledergamaschen an meinen Beinen. Es wurde versucht sie abzuschnallen, gar bald aber interessierte sie auch das Innere meiner Taschen und so blieb mir nichts anderes übrig, wenn ich nicht grob werden wollte, als mein Brevier zu schließen und meine Aufmerksamkeit meinen Gästen zu widmen. Zuerst ging es meinen Erdnüssen in meiner Tasche an den Leib. Die Erdnüsse werden auch von den Eingeborenen gepflanzt und gern gegessen. Dann wurden meine Hände bewundert und ein kleiner Knirps fragte staunend: „Wäschst du deine Hände alle Tage, weil sie so weiß sind?“ Ganz besonders zutraulich aber war das Töchterlein unseres Christen William, in dessen Hütte ich gewöhnlich schlief und meine Mahlzeiten einnahm; ja sie wurde sogar auf die anderen eifersüchtig und wollte nicht haben, daß auch diese mit mir spielten. Als wir bei einbrechender Nacht in der Hütte am Feuer saßen und sie mich mit ihren Spielgelüsten immer noch plagte, wurde sie von ihrer

Mutter darüber zurecht gewiesen: „Sofie, laß doch den Vater in Ruh.“ Aber die Antwort war: „Das ist mein Vater.“

Zwei Mädchen hatten mir von Triashill aus Proviant gebracht und zwar für drei Tage, da ich ja von St. Elisabeth noch nach St. Joseph und Loretto mußte. So ein Abend in der Eingeborenenhütte hat seine eigenen Reize. Da plaudern sie oft tief in die Nacht hinein, um das Feuer in der Mitte gelagert. Doch wenn der Missionar da ist, geht man früher schlafen, denn morgen ist ja Gottesdienst und da will man doch beichten und kommunizieren und vielleicht tut man es auch mit etwas Rücksicht auf den müden Gast. Doch das Schlafen in der Hütte Williams war durchaus nicht angenehm, da sie auf abschüssigem Gelände gebaut ist und so war immer Gefahr, von der Matte herabzurutschen; dazu wisperten und flüsterten Mäuslein und Ratten um einen herum, so daß man sich in ein Märchenland versetzt glaubt. Doch wenn man müde ist, schläft es sich überall gut.

Am anderen Morgen hieß es an den Altarbau denken, denn die Schule war erst begonnen und hatte noch kein Dach und auch die eingerammten Pfähle waren noch nicht verstrichen, so daß der Wind überall freien Durchzug hatte. Die Höhe der Pfähle ist etwas mehr wie Manneshöhe wo alsdann, um ein Notdach herzustellen, noch Bäume darübergerlegt waren mit Decken bedeckt, da war die Geschichte schon sehr niedrig ausgefallen. Auch dem Wind versperrte man notdürftig den Zutritt mit Decken, und ein Altartisch ward auch bald fertig. (Vier kurze Pfähle mit einer Gabel wurden im Boden befestigt und die 4 Gabeln bildeten den Halt für zwei Querspähle und durch Längspfähle war ein Tisch, aber ein sehr holperiger fertiggestellt. Diesem Uebelstand suchte man noch durch das Darüberbreiten einer Matte abzuwehren). Sehr primitiv und wohl nicht ganz den liturgischen Vorschriften entsprechend, aber besser war es doch als das letzte Mal in der Hütte Williams. Da war der Altartisch so minder ausgefallen, daß jeder Altarfuß eine Turnübung war und da man eine Matte aus Schilf am Boden ausgebreitet hatte, war es eine Gleichgewichtsübung, nicht ins Rutschen zu kommen auf dieser schiefen Ebene; denn das Schilf war sehr verführerisch zum Hinlegen einzuladen.

Also der Altartisch war fertig und so konnte man auch ans Beichtören denken. Das Wort Beicht-Stuhl kommt bei uns vielmehr zur Geltung, als in der europäischen Heimat. Ich meine nämlich das Wort „Stuhl.“ In Europa ist das sehr oft ein unförmlicher Kasten. Auf unseren Außenstationen gilt als Beichtstuhl jedes als Stuhl verwendbares Möbel. So habe ich verschiedene Beichtstühle. Einen großen Stein, die Messiasentische, einen abgesägten Baumstumpf (Eingeborenenstuhl) und St. Elisabeth schlägt den Rekord, denn da fungiert als Beichtstuhl eine leibhaftige Trommel. An sich ist diese Art des Beichtens sehr erbaulich, wenn das Beichtkind so frei, ganz demütig vor dem Beichtvater kniet. Ja so manches altes Weiblein stützt denn noch sogar seine gefalteten Hände auf den Knien des Missionars, ein Bild rührenden Vertrauens. Etwas gefährlicher wurde es denn allerdings bei der hl. Messe, als ein Windstoß eine Decke hochhob und so die Gefahr bestand, daß sie mir auf das Allerheiligste auf den Altar geworfen würde. Ja in der Heimat da gäbe es unter solchen Bedingungen kein Messesehen, aber der Missionar kann eben nicht anders, wenn er seinen Schäflein die Gnade des Opfers und der hl. Sakramente verschaffen will.

Ja wie lange wird es noch dauern bis auch im Missionsland überall ein Kirchlein steht, überall da wenigstens, wo die Notwendigkeit besteht, das hl. Opfer zu feiern und die hl. Sakramente zu spenden. Das wird allerdings noch lange dauern. Es gibt eben noch weite Gebiete, die nicht einmal so viel haben, wie St. Elisabeth und die eben noch immer vergebens auf einen Missionar warten. Bis dann alles beendet ist wird es Mittag und Frühstück und Mittagessen fällt dann in eines zusammen, eine sehr verbilligte Lebensweise. Nachdem denn die kleine Sofie noch vergebens meinen Tropenhelm angepaßt hatte, ging es mit gepacktem Rucksack (Proviant für 2—3 Tage) St. Joseph zu. In den Ferien begleitet den Vater auch manchmal eine Schwester auf größeren Touren, sonst machen sie nur die Tages Touren. Ist das nicht fein? Nun wer will zu uns kommen?